

Langhaus oder Zentralbau? : Die Synagogen von Chiodera und Tschudy in der Schweizer Synagogenlandschaft des 19. Jahrhunderts

Autor(en): **Fröhlich, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera**

Band (Jahr): **56 (2005)**

Heft 2: **Synagogen = Synagogues = Sinagoghe**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-394301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Langhaus oder Zentralbau?

Die Synagogen von Chiodera und Tschudy in der Schweizer Synagogenlandschaft des 19. Jahrhunderts

Die schweizerischen Synagogen des 19. Jahrhunderts widerspiegeln den damaligen Synagogenbau im deutschsprachigen Europa, wo nach 1845 neben der traditionellen Emporenhalle auch Zentralbauten entstanden, die sich teils direkt, teils indirekt auf Gottfried Sempers Synagoge in Dresden von 1838–1840 bezogen. Unter den Architekten, welche die 17 Synagogen in der Schweiz bis zum Ersten Weltkrieg bauten, haben nur Chiodera und Tschudy den Zuschlag für die Errichtung zweier Synagogen erhalten: für jene in St. Gallen und Zürich. Beide sind vom Grundriss her dem Zentralbau-Typ Sempers verpflichtet.

In der Reichskristallnacht 1938 sind die meisten Synagogen im deutschen Sprachraum zerstört worden. Das ist nicht nur ein riesiger religiöser, sondern auch ein Verlust an architektonischen Werten, die heute klar machen könnten, wie die Entwicklung der christlichen, besonders der protestantischen Sakralarchitektur im 19. Jahrhundert mit der Synagogenarchitektur verknüpft war, ja sogar darauf fusst. In der Schweiz ist der Bestand an Synagogenbauten jener Zeit weit gehend erhalten geblieben.

Mit der politischen und gesellschaftlichen Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert ging die Entwicklung einer gültigen Auffassung von Synagogen als Bauwerke einher. Bei dieser Suche spielten merkwürdigerweise die bestehenden mittelalterlichen und barocken Synagogen, etwa in Amsterdam, Hamburg oder Prag, als Vorbilder kaum eine Rolle. Das mag damit zusammenhängen, dass einerseits im 19. Jahrhundert kaum Juden unter den Synagogenarchitekten zu finden sind und sich die christlichen Architekten bei ihren Entwürfen weniger an der hergebrachten Synagogenarchitektur, als an den damals gängigen, sprich christlichen sakralen Raum- und Formvorstellungen orientierten. Andererseits besaßen die neu gegründeten jüdischen Gemeinden meist kaum Verbindungen zu älteren etablierteren Gemeinden mit eigenen Synagogenbauten wie etwa die der so genannten Por-

tugiesen (sephardische Juden aus der iberischen Halbinsel) in Amsterdam und Hamburg.

Auf der Suche nach einer gültigen Raumform

Es liegt deshalb nahe, dass sich die Auftraggeber und ihre Architekten nach spezifischen, die jüdische Tradition vermittelnden Anknüpfungspunkten umsahen, die eine eigene architektonische Struktur- und Formgebung legitimieren konnten. Dabei scheinen vor allem zwei Stichworte Leitideen geliefert zu haben: das Alter und das Herkunftsland des Judentums beziehungsweise der Tempel in Jerusalem. Auf die Herkunft des Judentums aus dem Vorderen Orient wurde gerne mit Schmuckformen reagiert, die für Mitteleuropäer den Orient symbolisieren und auch dem jüdischen Bilderverbot entsprachen, nämlich mit Zitate islamischer Ornamentik, die aber losgelöst von den zugehörigen architektonischen Strukturen verwendet wurden. Für Hinweise auf das Alter des Judentums setzten die Architekten gerne romanische – im damaligen Sprachgebrauch byzantinische – Formen ein, die zwar weniger exotisch wirkten, sich aber dafür besser mit den durch gottesdienstliche Vorschriften bestimmten Raumformen vertrugen. Die Synagogen in Endingen und Lengnau sind prächtige Beispiele für solche «Emporenhallen».

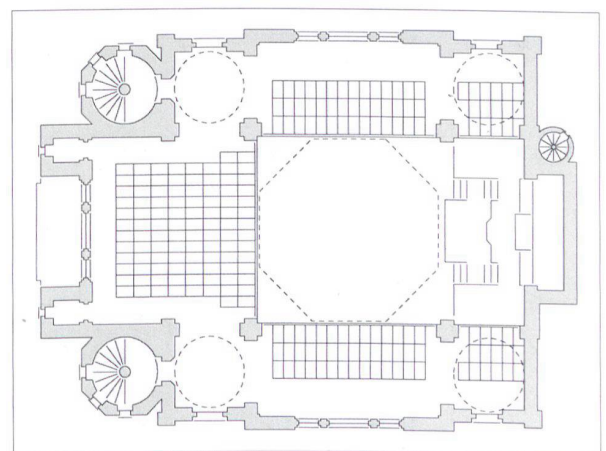
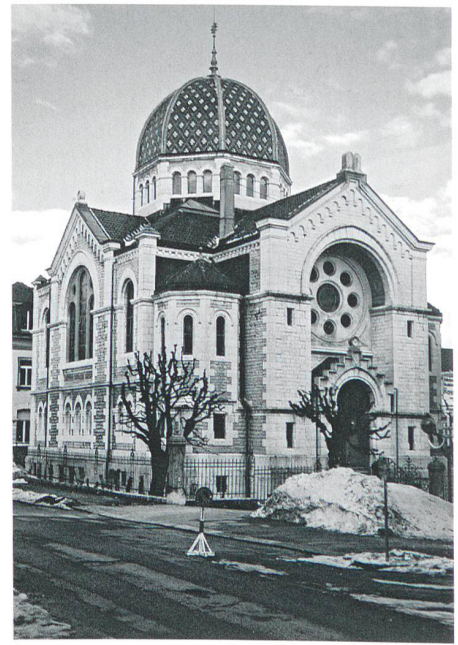
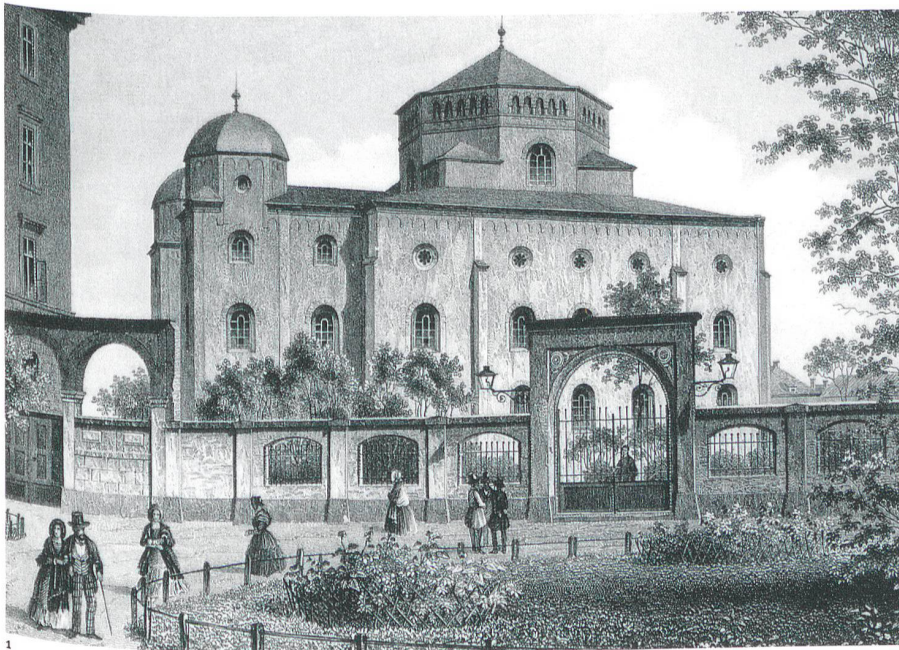
Dass nicht antikisierende und ägyptisierende Formen zur Anwendung kamen, könnte damit zusammenhängen, dass dieser Formkanon bei freimaurerischen Logen längst üblich war. Es galt wohl, die Synagogen davon abzuheben, zumal ja auch das freimaurerische Gedankengut den Tempelbau in Jerusalem umkreist. Dennoch lag es nahe, mit den Synagogenbauten den Tempel in Jerusalem zu zitieren. Das war auch für christliche Architekten sicher reizvoll. Der von den Römern zerstörte Tempel in Jerusalem besitzt in Europa eine lange christliche Rezeptionsgeschichte mit zwei ganz verschiedenen Visionen. Die eine leitete sich her aus den in der Heiligen Schrift geschilderten Tempelritualen und -gegenständen und mündete häufig in Rekonstruktionsversuchen durch Längsbauten mit ausgeprägten Fassaden. Die andere Vision des jüdischen Tempels nährte sich aus seiner Ver-

wechslung mit dem Felsendom aus der Kalifenzeit, der lange für den Tempel Salomons gehalten wurde, und/oder mit der christlichen Grabeskirche, von deren Rundformen und Kostbarkeiten bereits die Kreuzritter zu Hause berichtet hatten.¹ Der reine Rundbau ist allerdings wenig geeignet für den auf den Thorschrein ausgerichteten jüdischen Gottesdienst.

Sempers Idee zündet

Gottfried Semper (1803–1879) verschmolz in seiner Dresdener Synagoge von 1838/40 (Abb. 1) die beiden Formvorstellungen des Tempels in Jerusalem zu einem neuen Synagogentypus.² Dieser lehnte sich einerseits an die mittelalterlichen mitteleuropäischen

Synagogen an, deren einigermaßen quadratische Beträume nicht selten mit vier Säulen oder Pfeilern gegliedert waren. Zugleich verkörperten für Semper S. Vitale in Ravenna und die Pfalzkapelle zu Aachen das Weiterdenken an der Tempelidee, welche die für den jüdischen Gottesdienst notwendigen Weiterentwicklungen des reinen Rundbaus, nämlich die Ausrichtung auf ein Vorne und Emporen, enthalten. Sie besaßen eine klare Ausrichtung auf das gottesdienstliche Zentrum und wiesen vorgelagerte Torbauten mit Treppentürmen auf, die zu den Emporen führten. Vor diesem Hintergrund formulierte Semper eine grundsätzlich neue Raum- und Bauvorstellung für Synagogen. Nach ihrer Publizierung in *Försters Allgemeiner Bauzeitung* 1845 kann Sempers Schema



1 Dresden, Synagoge, Ansicht von Süden, 1838–1840, Architekt Gottfried Semper, zerstört 1938. – Der Zentralbau war prägend für die Entwicklung innerhalb der Synagogenarchitektur.

2 La Chaux-de-Fonds, Synagoge, Ansicht von Westen, 1893–96, Architekt Richard Kuder. – Der Bau steht in der Tradition der Semper'schen Synagoge in Dresden.

3 La Chaux-de-Fonds, Synagoge, Grundriss, 1893–96, Architekt Richard Kuder.

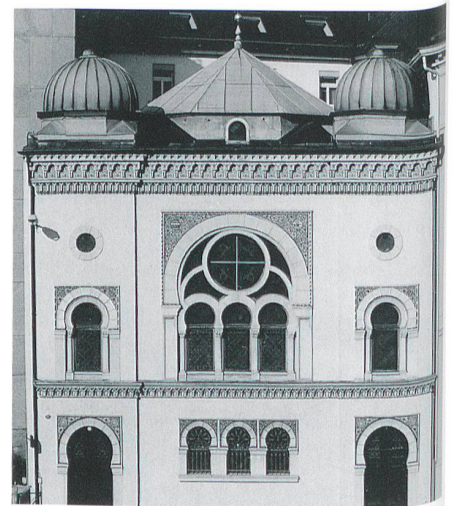
für eine Synagoge als in Europa bekannt angenommen werden. Damit standen nach 1845 zwei Formvorstellungen von Synagogen zur Verfügung: die traditionelle Emporenhalle und der neue Zentralbau. So entstanden bereits 1853 in Hamburg die Synagoge Kohlhöfen von Albert Rosengart (1809–1893) und 1857 die Kölner Synagoge an der Glockegasse von Ernst Friedrich Zwirner (1802–1861) als Zentralbauten. Soweit die vor allem in Mittel- und Osteuropa verschwundenen Synagogen noch anhand von Schrift- und Bildquellen analysiert werden können, dürften unter den für frisch emanzipierte Gemeinden gebauten Synagogen etwa die Hälfte Emporenhallen gewesen sein. Die Zentralbauten haben zirka 40% ausgemacht. Keiner der Zentralbauten war älter als die

Dresdener Synagoge. Sie darf deshalb als «Muttersynagoge» des zweiten Typs bezeichnet werden.

Schweizer Synagogen vor dem Ersten Weltkrieg

In der Schweiz liessen jüdische Gemeinden zwischen der Judenemanzipation und dem Ersten Weltkrieg 17 Synagogen neu errichten und ein Wohnhaus zur Synagoge umbauen. Die chronologisch aufgebaute Tabelle gibt eine Übersicht über diese 18 Synagogen. Friedhöfe, Abdankungshallen und Beträume sind darin nicht berücksichtigt (vgl. Tabelle, S. 28). Von den 17 Synagogenbauten sind acht (Lengnau, Endingen, Biel, Bern, Lausanne, Delémont, Luzern und St. Gallen II) Emporenhallen. Sieben sind als

1845–47	Lengnau	Ferdinand Stadler (1813–1870)
1850–52	Endingen	Caspar Joseph Jeuch (1811–1895)
1857–59	Genève, place de la Synagogue ³	Jean Henri Bachofen (1821–1889)
1862	La Chaux-de-Fonds I, 34a, av. Léopold Robert ⁴	Architekt unbekannt
1911	zu Kino umgebaut, inzwischen abgebrochen	
1865	Avenches, 1957 abgebrochen	Architekt unbekannt
1866–68	Basel, Eulerstr. 2 ⁵	Hermann Gauss (1835–1868)
1892	Erweiterung mit zweiter Kuppel	Paul Reber (1835–1908)
1908–1910	neuer Haupteingang	Fritz Stehlin (1861–1923)
1874	Porrentruy, 1983 abgebrochen	Architekt unbekannt
1880–81	St. Gallen I, Frongartenstr. 18 ⁶	Alfred Chiodera (1850–1916) und Theophil Tschudy (1847–1911)
1882	Biel, Rüschrlistr. 3 ⁷	Johann Jakob Frey (1848–1890) und August Haag (1850–1918)
1884	Zürich, Löwenstr. 2 ⁸	Alfred Chiodera (1850–1916) und Theophil Tschudy (1847–1911)
1893–96	La Chaux-de-Fonds II, 63, av. du Parc ⁹	Richard Kuder (1852–1912)
1904	Fribourg, 9, av. de Rome, Haus von 1902, Umbau zur Synagoge ¹⁰	Léon Hertling (1867–1948)
1905	Bern, Kapellenstr. 2 ¹¹	Eduard Rybi (1851–1909)
1908–1910	Lausanne, 1, av. Juste Olivier ¹²	Charles-François Bonjour (1870–1961), Oscar Oulevey (1871–1946) und Adrien van Dorsser (1866–1957)
1911	Delémont, 3, rte de Porrentruy ¹³	Arthur Roos
1912	Luzern, Bruchstr. 51 ¹⁴	Max Seckbach (1861–1922)
1912–13	Baden, Parkstr. 17 ¹⁵	Otto Dorer (1851–1920) und Adolf Fuchsli (1850–1925)
1918–19	St. Gallen II, Kapellenstr. 3, Synagoge der ostjüdischen Gemeinde, 1952 aufgehoben und anschliessend abgebrochen	Architekt unbekannt



4

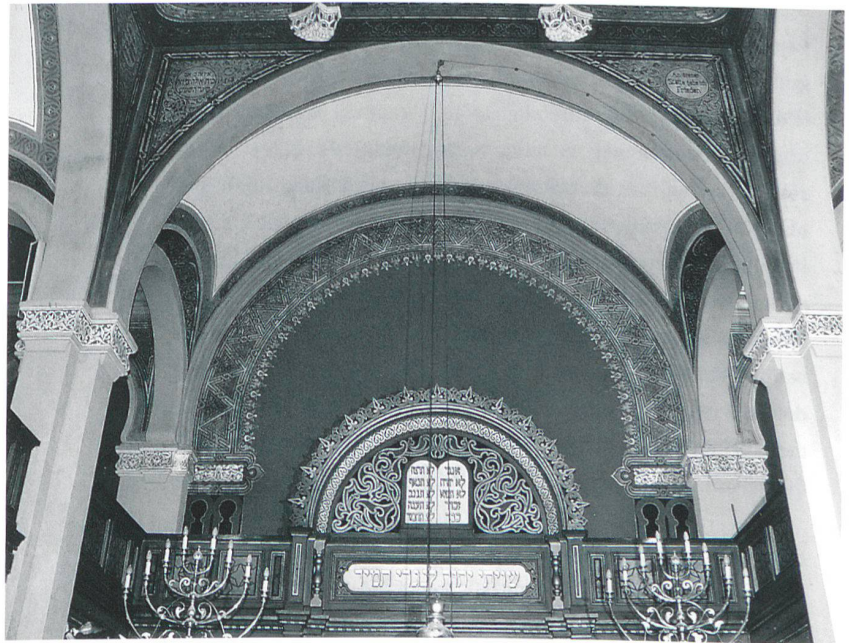
Zentralbauten organisiert (Genf, Basel, Porrentruy, St. Gallen I, Zürich, La Chaux-de-Fonds II und Baden). Von La Chaux-de-Fonds I und Avenches fehlen entsprechende Angaben. Das ehemalige Wohnhaus in Fribourg gehorcht den Kriterien des Umbaus.

Von den Architekten der Schweizer Synagogen war nur Max Seckbach (Luzern) nachweislich Jude und damals ein bekannter deutscher Synagogen-Architekt (etwa in Weinheim und Memmingen). Die jüdischen Gemeinden haben somit auch in der Schweiz ihre Bauaufträge an etablierte lokale Architekten vergeben.¹⁶ Von ihnen hat das Zürcher Büro von Alfred Chiodera und Theophil Tschudy mehrmals für jüdische Gemeinden gearbeitet – Grund genug, später näher auf ihre Bauten einzugehen.

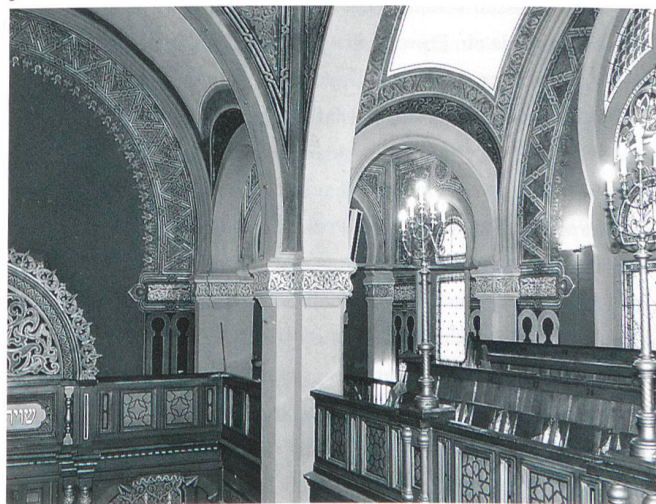
Spielvarianten

Mit den Synagogen der 1850er-Jahre hatte sich orientalischer Schmuck nicht nur im Innern, sondern auch mehr und mehr am Äusseren der Synagogen durchgesetzt. Die Wahl der Schmuckformen dürfte auch eine Folge der damals gerade neu erschienenen europäischen Publikationen über islamische Bauten gewesen sein. Ob die Formgebung eher nach *Sinan* (türkische Tradition) oder doch eher à la *Alhambra* (maurische Tradition) gewählt wurde, erscheint in diesem Zusammenhang zweitrangig.

Einige Synagogen besitzen mit zwei Säulen geschmückte Portale, die möglicherweise an die Säulen Boas und Jachin neben dem Eingang zum Heiligtum des Tempels in Jerusalem erinnern



5



6

4 St. Gallen, Synagoge, Ansicht, 1880–81, Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy. – Die Synagoge orientiert sich an der Synagoge Sempers.

5 St. Gallen, Synagoge, Innenraum, 1880–81, Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy. – Blick zur Ostwand über dem Thora-schrein.

6 St. Gallen, Synagoge, Innenraum, 1880–81, Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy. – Im Innern haben sich die ursprünglichen polychromen Malereien erhalten. Zustand nach der Restaurierung 2003–04.

sollten. (Das könnte aber auch eine Überinterpretation des Autors sein, denn Säulenschmuck gehörte im 19. Jahrhundert zur Standardausstattung für Portale. Die Säulen müssen also nicht auf den Tempel in Jerusalem verweisen.)

Wer baut was?

Es ist vielleicht erhellend, der Frage nachzugehen, welche Architekten welchen der beiden Typen, Emporenhalle oder Zentralbau, vorgezogen haben. Von den Zentralbau-Architekten hatten Tschudy (St. Gallen und Zürich), Adolf Fuchslin und Otto Dorer (Baden) bei Semper studiert, Richard Kuder (La Chaux-de-Fonds, Abb. 2, 3) war Schüler des Polytechnikums Stuttgart und arbeitete nachher in Zürich beim Semper-Schüler Albert Müller. Damit können vier der sechs Büros, in denen die Schweizer Zentralbau-Synagogen entworfen wurden, der Semper-Nachfolge zugeordnet werden. Der gelernte Kartenstecher Jean Henri Bachofen (Genf) holte spät ein Architekturstudium in Paris nach. Von Arthur Roos (Delémont) und vom namentlich nicht bekannten Architekten der abgebrochenen Synagoge in Porrentruy fehlt jede weitere Nachricht. Von den Hallen-Architekten könnte auch Haag (Biel), der als Praktikant in Genf bei Léon Fulpius war, von Semper indirekt beeinflusst gewesen sein. Hermann Gauss, Steinmetz und als Architekt wohl Autodidakt – ähnlich wie Bachofen in Genf –, erhielt 1865 den Bauauftrag für die Basler Synagoge und unternahm daraufhin eine Studienreise nach Frankreich und Deutschland, auf der er Synagogen besuchte.¹⁷ In Bern schaffte Eduard Rybi senior den Sprung vom Buchhalter in einem Baugeschäft zum selbständigen Architekten.

Chiodera und Tschudy: die Architekten mit den zwei Synagogen

Das Zürcher Architekturbüro Chiodera und Tschudy gehört in der Schweiz zu den bekanntesten seiner Zeit.¹⁸ Alfred Chiodera (1850–1916) war in der Schweiz ein Einwandererkind. Er wurde in Stuttgart bei Adolf Gnauth ausgebildet, arbeitete dann kurz bei Giuseppe Mengoni in Mailand und trat 1875 als Mitarbeiter dem Büro von Heinrich Ernst in Zürich bei. Wahrscheinlich lernte er dort Theophil Tschudy (1847–1911) kennen, der nach dem Studium bei Gottfried Semper in Zürich und nach Praktika in Davos und bei den Semperschülern Rodolphe Ray in Budapest und Heinrich Ernst in Zürich 1876 sein eigenes Büro eröffnete, wohl um für seinen Schwiegervater das Café Orsini im Zürcher Hotel Baur en Ville umzubauen. 1878 schloss sich Chiodera als Partner Tschudys Büro an. Die Firma Chiodera und Tschudy wirkte in Zürich bis 1908. Die beiden Synagogen in St. Gallen (1879–1881) und in Zürich (1884) gehören zu ihren frühen Werken.

Das umfangreiche Œuvre des Architektenduos weist nur relativ wenige sakrale Bauten und Projekte auf: neben den beiden Synagogen und der Abdankungshalle auf dem Friedhof Unterer Friesenberg in Zürich kommen einige christliche Sakralbauten –

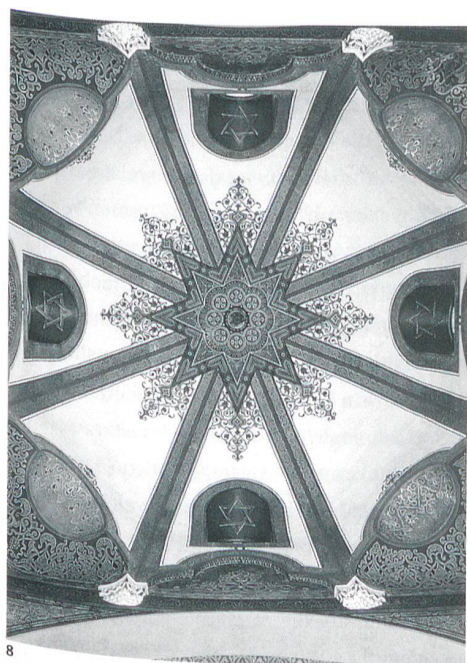
realisierte und nur projektierte – hinzu. Zum Beispiel die Vollendung der Kirche St. Peter und Paul in Zürich von 1895–96 oder der Kirchturm in St. Moritz von 1896–97. Selbstverständlich hatten sie auch die Wettbewerbe um die Domfassade in Mailand (1886), die Kirche Enge (1890–91) und die Antoniuskirche in Zürich (1903 und 1905) beliefert. Von ihnen stammen überdies das katholische Gesellenhaus an der Zürcher Wolfbachstrasse (1888–89) und das Pfarreizentrum St. Josef an der Roentgenstrasse in Zürich (1904–05). Alle andern Projekte und Bauten betreffen rein profane Bauaufgaben.



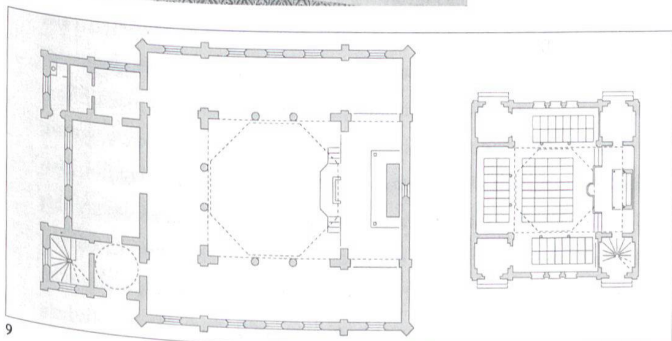
7 Wien, Kunsthistorisches Museum, Ansicht, 1871–1891, Architekten Karl Hasenauer und Gottfried Semper. – Der Mittelbau der Wiener Museen zeigt, wie Semper den Zentralbaugedanken weiterentwickelt hat.

Die Synagoge in St. Gallen

Das Projekt für die St. Galler Synagoge wurde 1880 in der Zeitschrift *Eisenbahn* vorgestellt (Abb. 4–6, 8). Der Text enthält keinen Hinweis auf eine Vorbildfunktion von Sempers Synagoge in Dresden (oder sein Synagogenprojekt für Paris von 1850), aber den Passus, dass «hier die Bauart der ägyptischen Moscheen freinachgeahmt» sei. «Reich, bunt im Innern, mit farbigen Glasmalereien, zeigt die Synagoge auch im Äusseren einen Farbenschmuck [...]».¹⁹ Dennoch stellen sowohl Grundriss als auch Schnitt fast wörtliche Zitate der Dresdener Synagoge Sempers dar – allerdings in einer klugen Variante: Da Synagogen beziehungsweise die Bimah und der Thoraschrein geostet werden müssen und



8



9

8 St. Gallen, Synagoge, Innenraum, 1880–81, Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy. – Blick in die Kuppel.

9 St. Gallen (rechts) und Dresden (links), Synagogen, Grundrisse. – Der Grundrissvergleich der beiden Synagogen vermittelt einen Eindruck des Grössenunterschieds.

die Frongartenstrasse in St. Gallen in westöstlicher Richtung verläuft, liegt die Hauptachse des Synagogenraums parallel zur südlichen Hauptfassade. Daher erhält die seitliche Südfassade eine entsprechende Ausstattung mit den beiden Treppentürmen, die in Dresden die Westfassade zieren. Die (nördliche) Hoffassade ohne Türme ist einfacher gehalten. Ergänzt man sie in Gedanken, erweist sich die St. Galler Synagoge als Variante der Zentralbauidee, die Semper zum ersten Mal mit der Synagoge in Dresden formulierte, mit dem Wettbewerb um die Nikolaikirche in Hamburg 1844–45 und dem Projekt für die katholische Kirche in Winterthur 1864 weiterentwickelte und schliesslich mit den Wiener Museumsbauten (Abb. 7) realisieren konnte.

Über das Verhältnis zwischen Baukörper und Innenraum hinaus besteht zwischen den beiden Synagogen in Dresden und St. Gallen noch ein weiterer erheblicher Unterschied – ihre Dimensionen. Die Grundrisse im selben Massstab nebeneinander gesetzt, mögen dies verdeutlichen (Abb. 9). Dieser Vergleich belegt auch, dass im späten 19. Jahrhundert Bauformen nicht mehr wie in der ersten Jahrhunderthälfte in ihren traditionellen Dimensionen zitiert wurden, sondern dass sich nun die Bauformen von der Dimension der jeweiligen Vorbildbauten emanzipiert hatten. – Aber dies ist eine Erscheinung, die nicht nur an den Synagogenbauten beobachtet werden kann.

Wie erwartet, ergibt der Hinweis in der *Eisenbahn* auf die nur frei nachgeahmten «ägyptischen Moscheen» keine stichhaltigen Aufschlüsse: Es handelt sich vielmehr um applizierte Dekorationsmotive, die weder einen Einfluss auf die Architektur haben, noch aus ihr entwickelt sind.²⁰

Die Synagoge an der Löwenstrasse in Zürich

Unsere Sicht auf die Synagogenarchitektur des 19. Jahrhunderts hat möglicherweise in der zeitlichen Distanz die Dramatik verloren, mit der damals auch bei uns die Emanzipation der Juden beobachtet wurde. Die Synagogenbauten entstanden durchaus nicht ohne Nebengeräusche in einer sehr christlich, ja konfessionell geprägten gesellschaftlichen Situation. Es soll deshalb einem Zeitzeugnis Raum gegeben werden, dem *Bürkli-Kalender* auf das Jahr 1886 mit einem Artikel zur neuen Synagoge in Zürich (Abb. 10): «[...] Man weiss, dass in der Schweiz, also speziell auch in Zürich, zuerst die neue Bundesverfassung, indess nur den schweizerischen, also zunächst den aargauischen Juden, und dass sodann die Handels- und Freundschaftsverträge mit fremden Staaten, vor allem mit Frankreich, den Israeliten überhaupt fast völlige Freiheit und Gleichberechtigung erworben haben. Frankreich machte die Emanzipation der Juden zur Bedingung für sein Eingehen auf die Handelsverträge. Die Stadt Zürich liess sich ohne grosses Sträuben diese Gleichberechtigung gefallen. [...] Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts liessen sich wieder einige israelitische Familien aus dem Kanton Aargau zu Zürich nieder; es wurde aber keine öffentliche Ausübung des Gottesdienstes gestattet.

Endlich gab die neue schweizerische Bundesverfassung den schweizerischen Juden Rechtsgleichheit mit den christlichen Bürgern, und, wie schon gesagt, auf nachdrückliches Drängen Frankreichs sind durch die Handels- und Niederlassungsverträge auch die fremden Juden zu vollen Rechten gelangt. Und da erwartete sich dann für die Stadt Zürich 1. Buch Moses 16,10, betreffend den Israeliten.

Natürlich konstituierten sie sich bald zu einer Israelitischen Gemeinde, welche schliesslich von der Stadt das städtische Getreidevorrathshaus ausserhalb der Kornhalle, jetzt Tonhalle, als Synagoge mietete.

Als jenes Vorrathshaus der Quaibauten wegen nieder gerissen wurde, dachten die Israeliten an den Bau einer eigenen Synagoge. Und es scheint dieses Bedürfnis eine sehr erfreuliche Folge gehabt zu haben. [...]

Dienstag, den 16. September 1884 (5644 jüdischer Zeitrechnung) wurde diese Synagoge eingeweiht. Es war eine würdige Feier, gar nicht gestört von christlichen Eiferern; wohl dagegen nahmen angesehene Christen Theil und liessen unsere Behörden und selbst die christliche Geistlichkeit sich vertreten. Man konnte glauben, die von Lessings Nathan prophezeite Zeit religiöser Verträglichkeit sei endlich angebrochen!

Der Bau steht an der oberen Löwenstrasse, dem lärmenden Verkehr möglichst entzogen; keine Wirtschaften sind in seiner Nähe. Aber freilich steht er nicht isoliert, sondern es sind fast gleich hohe Häuser daran angebaut, was der architektonischen Entfaltung hinderlich werden musste und einen ausgeprägten Kuppelbau unmöglich machte.

Der Bau ist rein aus den eigenen Mitteln der Kultusgemeinde bestritten und mag etwa 200 000 Fr. gekostet haben, die Kosten des Bauplatzes eingerechnet. Er wurde nach den Plänen und unter der Leitung der Architekten Chiodera und Tschudy ausgeführt, welche schon vorher die St. Galler Synagoge gebaut hatten.

Die Synagoge, ein Hallenbau mit Kuppeln, welche in die flache Decke eingesetzt sind, ist in maurischem Baustyle aufgeführt und bietet grosse Aehnlichkeit mit einer Moschee. Die der Löwenstrasse zugekehrte Façade, durch zwei thurmartig behandelte und mit Kuppeln bedeckte Treppenhäuser flankirt, ist in buntem Sandstein vom Schwarzwald, der mit Freiburger Sandstein abwechselt, ausgeführt. Wer je die Abbildung z. B. einer ägyptischen Moschee gesehen, wird sofort gewahr, dass diese Mannigfaltigkeit des farbigen Materials einer Anordnung der arabischen Moscheen-Architektur, speziell in Kairo, entspricht. Durch die mit einem Gitter abgeschlossene Vorhalle (eine Reminiszenz an den traditionellen Vorhof) tritt man in den Vorraum, an den sich links und rechts die Garderobe und die Closets anschliessen. Die zwei genannten Treppen führen auf die Frauengalerie, welche 140 Sitzplätze enthält; direkt über der Vorhalle liegt ein Zimmer, welches zu Sitzungen und zu Schulzwecken bestimmt ist.

Der eigentliche Synagogenraum im Parterre (im «Schiffe» würden wir bei einer christlichen Kirche sagen) ist speziell für die Männer bestimmt und enthält 160 Sitzplätze mit Klappsitzen und verschliessbaren Pulten. Ein Haupt-Mittelgang eröffnet die Perspektive zu der heiligen Lade, welche in einer Exedra oder Apsis aufgestellt und zur Aufbewahrung der Gesetzesrollen (Thora) bestimmt ist; vor ihr steht das Al Memor oder Betpult, welches der Vorleser bei dem Gottesdienste benutzt.

Das Hauptgewicht hat der Architekt, den Anforderungen des maurischen Stils entsprechend, auf die Ausschmückung der innern Theile des Baues gelegt. [...] Wir bedauern, dass wir nicht auch ein Bild des prächtigen Innern dieser Synagoge geben können; aber die Farbenpracht geht eben beim Holzschnitt ganz verloren und sie ist ja hier die stylistische Hauptsache [...].

Der nachfolgende Schlusssatz des Textes zeigt, wie wenig selbstverständlich sich noch 1885 die Bildung von jüdischen Gemeinden in der Schweiz dem Mann auf der Strasse darstellte: «Möge die antisemitische Hetze nie gegen die Israeliten in Zürich und ihre Synagoge die Berechtigung haben, noch gar ohne Berechtigung losbrechen. Wir wünschen dies nicht nur für die Juden, sondern auch für die Christen selbst und um der Ehre Zürichs willen.»²¹

Der Autor des Textes, wahrscheinlich David Bürkli selbst, hatte wohl im Hinblick auf diesen Aufsatz mit den Architekten Kontakt aufgenommen, denn nur von ihnen kann der Hinweis stammen, dass man wegen der Nachbarhäuser auf eine Kuppel verzichtet habe. Von ihnen dürfte auch die Information bezüglich der ägyptischen Schmuckformen der St. Galler Synagoge herühren.



10 Zürich, Synagoge, 1884, Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy. – Historische Aufnahme aus dem Bürkli-Kalender von 1886.

Ausblick

Es bleiben Fragen offen: Eine sektorielle Betrachtungsweise erlaubt allenfalls Entwicklungslinien von Schmuckformen-Familien nachzuzeichnen. Sie ist aber ungeeignet, um den Zusammenhängen und gegenseitigen Abhängigkeiten nachzugehen, die möglicherweise in der Entwicklung von Raumgruppierungen, etwa von Betsälen in Synagogen, Kirchenräumen und Theatersälen bestehen könnten. Die Beiträge einzelner Architekten und Architektenschulen dazu sind sehr unterschiedlich (gewesen). Dass Sempers Dresdener Synagoge neue Innenraumvisionen eröffnet hat, die zu den zentral organisierten Kirchenräumen wie der Pauluskirche in Basel (Karl Moser, 1899–1901) und zu den Kinosälen der Zwischenkriegszeit führt, steht ausser Frage. Die beiden Synagogen von Chiodera und Tschudy sind auf diesem Weg nur Etappen.

Résumé

Les synagogues érigées sur le territoire suisse, et donc épargnées par la Seconde Guerre mondiale, donnent une idée de la diversité de l'architecture de ces bâtiments qui ont marqué de leur empreinte les villes européennes avant 1938. Les synagogues suisses du XIX^e siècle reflètent le style de construction qui avait cours dans l'Europe germanophone où, après 1845, outre les traditionnelles salles avec tribune, on vit apparaître des bâtiments à plan central qui s'inspiraient plus ou moins directement de la synagogue que Gottfried Semper construisit à Dresde (1838–1840). Parmi les architectes qui édifièrent les 17 synagogues de Suisse, seuls Alfred Chiodera et Theophil Tschudy remportèrent un prix pour la construction de deux synagogues, celles de St-Gall et de Zurich. Ils s'inspirèrent pour ces deux bâtiments du plan central conçu par Semper.

Riassunto

Le sinagoghe in territorio svizzero risparmiate dalla seconda guerra mondiale recano testimonianza della varietà dell'architettura delle sinagoghe che fino al 1938 hanno contribuito a caratterizzare l'aspetto delle città europee. Le sinagoghe svizzere del XIX secolo riprendono la tipologia diffusa in quel periodo nell'Europa germanofona, dove dopo il 1845, accanto alle tradizionali chiese a sala con matroneo, sorgono anche edifici a pianta centrale ispirati in modo diretto o indiretto alla sinagoga di Gottfried Semper a Dresda (1838–1840). Tra gli architetti delle 17 sinagoghe edificate in Svizzera, solo Chiodera e Tschudy hanno ottenuto un incarico per due sinagoghe: quella di San Gallo e quella di Zurigo. Entrambe si rifanno alla tipologia a pianta centrale di Semper.

ANMERKUNGEN

1 Zur Rezeption des Tempels in Jerusalem vgl. Paul von Naredi-Rainer, *Salomons Tempel und das Abendland*, Köln 1994.

2 Zu Gottfried Semper vgl. Martin Fröhlich, *Gottfried Semper*, Basel 1990; Winfried Nerdinger, Werner Oechslin (Hrsg.), *Gottfried Semper, 1803–1879. Architektur und Wissenschaft*, Ausstellungskat. Architekturmuseum der Technischen Universität München; Museum für Gestaltung Zürich, München/Zürich 2003.

3 *Inventar der neueren Schweizer Architektur* (INSA), hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bde. 1–10, 1982–2003, hier INSA Bd. 4, 1982, S. 385.

4 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 3, 1982, S. 205.

5 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 2, 1986, S. 149.

6 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 8, 1996, S. 122–123.

7 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 3, 1982, S. 101.

8 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 10, 1992, S. 368.

9 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 3, 1982, S. 205.

10 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 4, 1982, S. 235.

11 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 2, 1986, S. 494.

12 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 5, 1990, S. 349, irrtümlich mit Baudatum 1919 aufgeführt.

13 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 4, 1982, S. 60.

14 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 6, 1991, S. 449.

15 INSA 1982–2003 (wie Anm. 3), Bd. 1, 1984, S. 485.

16 Die Religions- und Konfessionszugehörigkeit von Baufachleuten ist kaum erforscht. Dazu einzig: Klemens Klemmer, *Jüdische Baumeister in Deutschland*, Stuttgart 1998.

17 Romana Anselmetti, «Hermann Gauss», in: Isabelle Rucki, Dorothee Huber (Hrsg.), *Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert*, Basel 1998, S. 207–208.

18 Claudia Fischer-Karrer, «Chiodera und Tschudy», in: ebd., S. 127–128.

19 Zitiert nach: Peter Röllin, *St. Gallen. Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert*, St. Gallen 1981, S. 426–427.

20 Ebd.

21 «Die Israeliten in Zürich und ihre neue Synagoge», in: *David Bürklis Züricher Kalender auf das Jahr 1886*, Zürich 1885, S. 15–17.

ABBILDUNGSNACHWEIS

1–3, 9: Martin Fröhlich. – 4: Ernst Schär, St. Gallen. – 5, 6, 8: Fontana und Fontana, Jona SG (Marius Fontana). – 10: Aus: «Die Israeliten in Zürich und ihre neue Synagoge», in: *David Bürklis Züricher Kalender auf das Jahr 1886*, Zürich 1885, S. 17. – 7: Klaus Kinold, München

ADRESSE DES AUTORS

Dr. Martin Fröhlich, dipl. Arch. ETHZ, Münsterergasse 62, 3011 Bern